genug vorhalten. Es wäre ganz unsagbar viel gewonnen, wenn jeder einzelne sie sich zur unbedingt maßgebenden Richtschnur machte und sich nie eine Abweichung davon gestattete. Denn der weitaus größte Teil von allem, was durch die Gassen und Straßen, durch die Stuben und Kammern läuft, was sich Frauen in den Geschäften und Männer in der Wirtschaft über andere berichten, stützt sich ja nur auf die Aussagen von andern, und was diese sagen, beruht meist wieder nur auf Mitteilungen von Dritten oder auf Vermutungen, Deutungen, auf Auffassungen, die man sich von einem Tatbestand zurechtgemacht hat, ohne die geringste Gewähr dafür zu haben, daß sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Hier sollten wir einmal mit dem Richten beginnen. Wissen wir denn nicht, wie oberflächlich viele beobachten, wie rasch sie sich eine Ansicht bilden, wie skrupellos sie Halbgeesehenes und unklar Gehörtes durch ihre eigene Phantasie ergänzen und aus wenigen Anhaltspunkten ein Bild gestalten, für dessen Wahrheit sie selbst niemals vor dem staatlichen Richter einstehen würden? Wie vielen Menschen schenken wir ein so unbedingtes Vertrauen, daß uns nichts im Glauben an die Zuverlässigkeit ihrer Aussage irre machen könnte, ob auch dieser Glaube für uns selbst einen schweren Verlust bedeutete? Warum aber schenken wir ihnen dann diesen Glauben, wenn er andern Nachteil bringt? Gibt es eine Rechtfertigung dafür?

Unbedingte Gewißheit, daß ein Gerücht auf strengster Wahrheit beruht, vollkommene Sicherheit, daß es nichts als den nackten Tatbestand zum Ausdruck bringt, dies ist die unerläßliche Voraussetzung dafür, daß wir es anhören und andern mitteilen. Wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist und wir ihm dennoch Gehör schenken, so machen wir uns unverantwortlicher Leichtfertigkeit schuldig. Doch, ehe wir das Gerücht weitergeben, soll uns der Gedanke beunruhigen, den Lavater dem erwähnten Satze hinzufügt: „Und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: Warum erzähle ich es weiter?“ Warum? Ist es so schwer, den Grund zu erkennen? Liegt eine Notwendigkeit dafür vor, üble Nachrede zu verbreiten? Ist es unsere sittliche Pflicht? Drängt uns die Wahrhaftigkeit, die Gerechtigkeit dazu? Sagen wir es uns ehrlich: der einzige Beweggrund ist in den meisten Fällen, etwas Interessantes zu erzählen, etwas zu berichten, das Aufsehen erregt. Also unsere Eitelkeit, unsere Sucht, aufzufallen, und wenn es zum schweren Schaden anderer geschähe. Und dahinter wirkt meist noch ein anderes, das nicht ehrenwerter ist: eine geheime Freude daran, andere herabzusetzen, andere zu entwerten, gezeugt von der törichten Meinung, daß wir selbst umso größer dastünden und umso mehr Achtung verdienten. Auf jeden Fall sind die Motive nicht edler, sondern unedler Art. Auf jeden Fall machen wir uns selbst durch schlechte Nachrede nur schlecht, und oft viel gemeiner als die Menschen, von denen Gemeines erzählt wird. Wie könnten wir aber, wenn wir uns dies klar machen, noch in Versuchung kommen, damit etwas zu schaffen zu haben?

Berner Brief.

Lieber Freund!

Es raschelte im Blätterwald. Wird der Wind uns wohl den von den Kindern und den Bauern längst ersehnten Schnee bringen? fragte sich zum Jahreswechsel manch einer. Weit gefehlt! Der Nordwind bringt selten Schnee. Plötzlich konnte man aus dem Rascheln das kurze Säßlein heraus hören: „Die theologische Fakultät der Universität Bern hat mehrheitlich beschlossen, den hohen Regierungsrat zu ersuchen, Prof. Karl Barth nach Bern zu berufen.“

Wird der Regierungsrat, welcher sich zur Zeit den Kopf wegen der Sparmaßnahmen zerbricht, diesem Begehren entsprechen, der vor einem halben Duzend Jahren die Verhandlungen mit Karl Barth abbrach, weil von diesem Forderungen gestellt wurden, die er nicht annehmen durfte? Ich meine nicht jene Forderung nach mehr Lohn, als ihn die professores vulgares erhalten, sondern jene Forderung eines noch nicht Gewählten: Ich bestimme, wer der theologischen Fakultät angehören darf. Vor allem ist da kein Platz mehr für einen Liberalen, denn Liberalismus ist kein Christentum. Die Konsequenzen aus der historisch-kritischen Betrachtungsweise der Bibel darf man nicht ziehen. Der Liberalismus liebt die Horizontale, aber für den, der die einzig richtige Auffassung des Christentums vertritt, gib'ts nur eine Vertikale. Was seit der Reformation an theologischer Arbeit geleistet worden ist, taugt nichts, namentlich ist der Idealismus eitel Kezerei. Nur das, was die dialektische Theologie ans Tageslicht gefördert hat, hält stand vor dem scharfen Auge der Reformatoren. Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich, also anathema sit! Da vernimmt man nichts mehr von dem Menschen, der nur Dräc ist, denn d e r Mensch hat die letzten Geheimnisse Gottes geschaut, und wenn auch das Weltbild seit der berühmten Reformation sich wesentlich geändert hat, man stößt sich nicht an all dem Unhaltbaren des ptolemäischen.

Was wird werden aus dem b i s h e r i g e n friedlichen Zusammenarbeiten der verschiedenen theologisch-kirchlichen Richtungen, wenn das Wort T o l e r a n z aus der Herzog'schen Realencyclopädie ausgestrichen wird und statt dessen ein Bekenntnis allen aufgezwängt wird, von dem die Wissenschaft unzweifelhaft nachgewiesen hat, daß es gar nicht ein „apostolisches“ Bekenntnis ist und eben nur in einem längst überholten Weltbild Platz hat? Wehe allen denen, die ihren Nacken nicht beugen lernten unter ein Glaubensdiktat, sondern die nur in der Atmosphäre der Freiheit gedeihen und sich ihres Glaubens und Lebens freuen können! Das wird fortan heiße Kämpfe geben, in deren Folge alles auseinandergerissen wird.

„Mehrheitlich“ heißt es, habe die Fakultät ihren Antrag gefaßt. Bei dieser Mehrheit muß sich auch einer der Herren Professoren befinden, der seinerzeit nach der Nicht-Berufung von Karl Barth sich im „Bund“ höhrend über ihn ausgesprochen hat. Über tempora mutantur und anderes damit.

Viele wadere Christen und Staatsbürger hoffen, die Regierung verqesse jenes Wort Ciceros nicht: Videant consules . . . und verkaufe den Frieden in Kirche und Staat nicht um ein Einsengericht, genannt besser besuchte Vorlesungen an der theologischen Fakultät!

Gottes Segen im neuen Jahr!

Bern, den 29. Dezember 1934.

Dein H. R. Andres.

Der Basler Kirchenbote

ist nun ins Leben getreten und wird vor Weihnachten wohl jede Familie und zahlreiche „einspännig“ Lebende erreicht haben. Da ist es an der Zeit, auch hier ein Wort zur Einführung dieses gemeinsamen Unternehmens aller 8 Kirchgemeinden des Kantons Basel-Stadt zu sagen. Erfreulich darf dieses Werk darum genannt werden, weil es eines der Anzeichen darstellt, welche den Willen zur Einigkeit in der Freiheit bezeugen wollen. Möge das recht ernsthaft und aufrichtig nicht nur gemeint sein, sondern auch durchgeführt werden! Dann kann davon ein wirklicher Segen ausgehen und nur dann. Am so mehr, wenn ein paar Bedenken allmählich überwunden werden. Wir sprechen sie als Wünsche aus, nicht als Forderungen.